

**BD LITERATUR UND LITERATURWISSENSCHAFT**

**BDA Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft**

**Plagiat**

**09-1/2** *Plagiat* : eine unoriginelle Literaturgeschichte / Philipp Theisohn. - Stuttgart : Kröner, 2009. - XIV, 577 S. : Ill. ; 18 cm. - (Kröners Taschenausgabe ; 351). - ISBN 978-3-520-35101-2 : EUR 26.90  
**[#0420]**

Wenn man heute als akademischer Lehrer das Wort Plagiat vernimmt, gehen die Gedanken meist in Richtung von Studierenden, die man wieder einmal bei unsauberem wissenschaftlichen Arbeiten erwischt hat oder deren Arbeiten man mißtrauisch ob dieser Möglichkeit unter die Lupe nimmt. Von dieser Form des Plagiates ist indes in der vorliegenden literaturgeschichtlichen Studie aus dem Kröner-Verlag nicht die Rede. Vielmehr geht es um das Plagiat im literarischen Betrieb, das als eine spezifische Form der Intertextualität begriffen werden kann. Die Geschichte des literarischen Plagiats wird von Philipp Theisohn, der an der ETH Zürich Literaturwissenschaft lehrt, als Mentalitätsgeschichte erzählt (S. XII). Dazu bedient er sich dreier Ausgangsfragen, die eine sozusagen ambulante Annäherung an das Phänomen ermöglichen sollen: 1. Welche Erscheinungsform hat ein Plagiat? 2. In welcher Form werden Plagiate diskutiert? 3. Was macht das Plagiat mit der Literatur? (S. 3) Theisohn bietet auch gleich drei Antworten auf diese Fragen: „1. Zu einem Plagiat gehören immer drei Beteiligte: ein Plagiiertes, ein Plagiator und die Öffentlichkeit. 2. Plagiate entstehen dadurch, dass man sich von ihnen erzählt. 3. Plagiate verhandeln grundsätzlich ein ‚inneres‘ Verhältnis von Text und Autor.“

Theisohns Thesen führen allerdings zu einigen etwas unlogischen Konsequenzen, so wenn er im Anschluß daran behauptet, ein Plagiat, das niemand bemerke, sei keines (S. 3). Wie aber schon das Wort „bemerken“ in diesem Zusammenhang klar macht, ist ein Plagiat selbstverständlich auch dann eines, wenn es keiner bemerkt bzw. noch keiner bemerkt hat. Daß man erst dann davon sprechen kann, ist etwas anderes, versteht sich aber auch von selbst. So war natürlich Bachtins Plagiat von Ausführungen Ernst Cassirers auch dann ein Plagiat, bevor es jemandem aufgefallen war. Das aber mag nebensächlich erscheinen und gehört wohl zu den Üblichkeiten einer Literaturwissenschaft, die von allen möglichen Spielarten des Konstruktivismus beeinflusst ist – obwohl sich Theisohn selbst sonst eine gesunde Distanz zu verstiegenen Theorien bewahrt.<sup>1</sup> Was Theisohn dann in seinem Buch an literaturgeschichtlichen Phänomenen aufrollt, ist beeindruck-

---

<sup>1</sup> Siehe dazu als hübschen Scherz mit einigem hintergründigen Wahrheitsgehalt jetzt das *Handbuch der Hochstapelei in der Literaturwissenschaft* / Rolf Breuer. - Hamburg : Igel-Verlag, 2009. - 85 S. - ISBN 978-3-86815-174-9 : EUR 8.90.

kend und äußerst lehrreich, textnah und gehaltvoll. Besonders sei positiv hervorgehoben, daß die im Fließtext eifrig zitierten literarischen Quellen aus der Antike in den Fußnoten auch im z.B. griechischen Original wiedergegeben werden, also auch zu deren Lektüre anregen und die Überprüfbarkeit der Behauptungen erhöhen. Schön ist auch, daß Theisohn nicht abstrakt von irgendwelchen Theorien hier das Phänomen des Plagiats erschließt, sondern seine Argumentation aus der genauen Lektüre von Schlüsseltexten entwickelt, die mikroskopisch genau analysiert werden und damit oft überraschende Bezüge ermöglichen.

Theisohn macht in seinem Streifzug durch die Literaturgeschichte des Plagiats an ganz unterschiedlichen Stationen Halt, um bestimmte Aspekte des Plagiates zu erörtern. Er bietet damit eine exemplarische Literaturgeschichte, weshalb die Ergänzung durch weitere Beispiele keine substantielle Kritik an dem vorliegenden Buch darstellte. Theisohns Buch gelingt es, die unterschiedlichen Phänomene plagiatorischer Praxis in das Licht zu rücken, indem es das Plagiat kulturhistorisch einbettet und kulturwissenschaftliche betrachtet. Dadurch wird stets der Bezug der Plagiatspraxis zu Fragen der Ökonomie, der Autorschaft (der Person des Autors), der Druck- und Schreibtechniken, der Wissensökonomie usw. hergestellt. Denn das Problem des geistigen Eigentums, das ja aufs engste mit dem des Plagiats verbunden ist, kann erst dann im vollen Sinne auftreten, wenn man auch ein Konzept dafür besitzt, immaterielle Dinge als Eigentum betrachten zu können, wie es dann in der Diskussion um die Rechtmäßigkeit des Büchernachdruckes entwickelt wurde - an der sich so unterschiedliche Geister wie Wieland, Kant und Fichte beteiligten. Die Übertragung der Reflexionen John Lockes zum Eigentum auf das Feld des Wissens, habe schon das Ziel der sogenannte *charlataneria*-Literatur ausgemacht, um auf diese Weise "eine rechtsphilosophische Lücke zu schließen" (S. 232). Doch wurde dieses Ziel erst in den 1780er Jahren erreicht, indem u.a. durch die anonyme Schrift ***Ueber das Eigenthum der Gedanken*** ein "Rechtstransfer auf das Feld der Gedanken" durchgeführt werden konnte. Es ist dann vor allem Fichte, der für die Wende zu einem autorfokussierten Ansatz steht, wie er dem modernen Verständnis entspricht.

Da die Fälle, die Theisohn aufgreift, hier klarerweise nicht en detail wiedergegeben werden können, seien wenigstens einige der Namen genannt, zu denen man hier fündig wird und die gewiß nicht allen potentiellen Lesern seines Buches gleichermaßen vertraut sein werden. Nach den antiken und mittelalterlichen Beispielen finden wir Luther, Cervantes, Grimmelshausen in der frühen Neuzeit, die sich mit dem Problem des Plagiates herumschlagen mußten; später liefern Wieland, Lessing, Chamisso, E. T. A. Hoffmann und andere Anlässe, die Dimensionen des Plagiates aufzuzeigen. Auch der Fall des Kunsthistorikers Richard Muther kommt vor, ebenso die berüchtigte Claire-Goll-Paul-Celan-Affäre mit den haltlosen Unterstellungen von Seiten Claire Golls, die Versuche Paul Albrechts, Lessing (den er "Leszing" schreibt) mit einer wahrhaft beeindruckenden Besessenheit gewissermaßen als Totalplagiator zu entlarven; des weiteren kommt auch der Fall Paul Zech zur Sprache, der als "einsame(r) Rekordhalter in der Kategorie 'öffentlich

überführter Plagiator" (S. 425) in den zwanziger Jahren von sich reden machte und der heute meist nur noch als Popularisator und Bearbeiter der Balladen Villons bekannt ist (wobei auch hier das berühmte "Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund" nicht von Villon zu stammen scheint ...). Des weiteren finden sich Überlegungen zu Entlehnungen und Übernahmen aus Quellen wie aus William Prescotts Darstellung der Eroberungsgeschichte Perus, die Jakob Wassermann für seine Novelle **Das Gold von Caxamalca** ausschaltete, oder auch zu den Textmontagen Thomas Manns, vor allem aber in der Poetik des DADA, wo die Assemblage gewissermaßen das Plagiat poetologisch unausweichlich macht.

Die Plagiate, die Theisohn in seiner kurzweiligen Literaturgeschichte Revue passieren läßt, sind schon reichhaltig genug, doch ließen sich zweifellos etliche weitere nennen, die jeder *ad libitum* hinzufügen mag. Aus den verschiedenen Philologien ließen sich Beispiele anführen, die zu einer weiteren Vertiefung der Reflexion auf die Bedingungen und Möglichkeiten schriftstellerischer Originalität führen könnten. Ein schönes Beispiel, das Theisohn nicht erwähnt, ist Washington Irvings bekannte Erzählung **Rip van Winkle**, die sich stark an europäisches Sagengut anlehnt und selbst in paratextuellen Passagen mit dem Plagiatsvorwurf spielt.

Es ist klar, daß mit den modernen Intertextualitätstheorien, die wie bei Julia Kristeva, aber auch schon bei Roland Barthes und Michel Foucault, die Autorfunktion dekonstruieren, das Problem des Plagiates eine neue Form bekommt. Denn wenn alle Texte grundsätzlich immer schon aus all ihren Vorläufertexten zusammengesetzt sind, lassen sich kaum theoretisch sinnvolle Grenzziehungen angeben für das, was dem Autor, den es ja nicht mehr geben soll, erlaubt ist. Der Autor ist so nur noch Effekt der Schrift (S. 475), nicht mehr eine Entität, die hinter und vor der Schrift lebt. Ohne Textpersönlichkeit könne es aber auch kein Plagiat mehr geben, denn, so Theisohn, Plagiate stünden "im Grunde für alles, was der Poststrukturalismus als Trugbilder einer logozentrischen Kulturgeschichte entlarvt hat, und jemand, der behauptet, dass Plagiate tatsächlich existieren, macht sich zum Agenten des Logozentrismus" (S. 481). Theisohn meint, das postmoderne Denken gerate von einer kritischen zunehmend auf eine zynische Bahn, wenn der Inszenierungscharakter von Persönlichkeit so gedeutet werde, als bedeute dies das Nichtvorhandensein von personaler Identität. Grenzen treten auch dort auf, wo die Behauptung der Textualität von allem und jedem schließlich absurd erscheinen muß: "Der Holocaust ist kein Text" (S. 481). Angesichts der Problematik, die in diesem Zusammenhang mit dem Anspruch auf Authentizität verbunden ist, verdient der Fall von "Binjamin Wilkomirski" besondere Beachtung, in dem der Schweizer Klarinettenlehrer Bruno Doesseker sich in die Holocaust-Identität eines das Todeslager Auschwitz überlebenden Kindes hineinphantasiert hat - womit es ihm immerhin gelang, in einem angesehenen Verlag veröffentlicht zu werden.

Am Ende des auch auszugsweise lesenswerten Buches über die literaturgeschichtliche Rolle des Plagiates,<sup>2</sup> das die Erörterung der zentralen Textbeispiele leicht auffindbar durch Fettdruck im Register ausweist (das Inhaltsverzeichnis ist hier nicht besonders transparent), kommt Theisohn auch noch auf die im akademischen Kontext am häufigsten thematisierte Form des Plagiats zu sprechen. Es geht also doch auch um das Problem, daß in einem nicht näher bekannten Ausmaß in so manchen Seminararbeiten und anderen akademischen Qualifikationsarbeiten geschummelt wird.

Der Kröner-Verlag hat mit dem Plagiats-Buch Theisohns alles andere als ein Plagiat vorgelegt, nämlich in gewohnt solider Ausstattung eine originelle Auseinandersetzung mit der „unoriginellen Literaturgeschichte“, die auch derjenige mit Vergnügen lesen dürfte, der ansonsten bei Plagiaten an jene unerfreulichen Versuche von Seiten mancher Studierenden denkt, sich mittels geistigen Diebstahls den Eindruck zu erschleichen, sie würden wissenschaftlich arbeiten. Darum geht es in Theisohns Buch – zum Glück, möchte man sagen – nicht in erster Linie, sondern um ein höchst produktive Erscheinung des literarischen Lebens in all ihren Spielarten.

Till Kinzel

#### QUELLE

**Informationsmittel (IFB)** : digitales Rezensionsorgan für Bibliothek und Wissenschaft

<http://ifb.bsz-bw.de/>

---

<sup>2</sup> Wie bei Büchern des Kröner-Verlages gewohnt, finden sich in dem Band kaum Druckfehler. Daher seien hier wenigstens einige Zufallsfunde mitgeteilt. S. 276 wird das im englischen Original mit einem dem f ähnlich sehenden s geschriebene Wort "namesake" falsch als "namefake" wiedergegeben; S. 425 fehlt in der Fußnote ein Leerzeichen nach "Frankfurter Zeitung"; und S. 176 finden sich zwei Fußnoten mit der Nummer 20.